Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 20 (1934)
Heft: 13

Artikel: Zwischen Halde und Heerweg
Autor: Schöbi, Johann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-538661

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

siker der neuen Legendendichtung. Von ihm haben wir „Der hl. Johannes von Colombini" und „Maria im Volk". Hierher gehören Ernst Thrasolt (De profundis), Heinrich Suso Waldeck, Erich Przywara und Elisabeth Langgässer. Tiefste und schönste religiöse Dichtung jedoch bieten uns Gottfried Hasenkamp und Gertrud von Le Fort. Letztere besonders lässt ihr religiöses Sein mit einer unvergleichlichen Zartheit und Innigkeit in ihren „Hymnen an die Kirche" in ihre grosse dichterische Sprache fliessen.

Zum Schlusse gab der H. H. Referent uns Lehrerinnen noch eine so feine Aufmunterung für unsere Berufsarbeit mit, dass ich nicht unterlassen will, selbe hier allen lieben Kollegen in seinen eigenen Worten wiederzugeben:

„. . . Für jeden Katholiken ist Pflege katholischen Schrifttums eine selbstverständliche Pflicht katholischer Aktion. Für die Lehrerin insbesondere eröffnet sich hier ein herrlichstes Feld dankbarster Arbeit: Das Kind seinem Verständnis gemäss in die Gedanken des Schönen, Grossen und Edlen einzuführen, wie sie katholische Kunst bietet. „Wir können gar nicht früh genug und gar nicht tatkräftig genug dafür sorgen, dass sich zwischen unsern Dichtern und den Seelen unserer Kinder ein unmittelbares, unvermitteltes Verhältnis bildet" (Hugo Gaudig). So erfüllt die Lehrerin mit dem Dichter den erhabenen Zweck christlicher Kunst, der nach einem schönen Wort Friedrichs v. Schlegel darin besteht, die ewigen Geheimnisse des Glaubens in dem goldgeringten Kelch des Schönen durch die Jahrhunderte zu tragen."

Dem hochw. Herrn Referenten sei an dieser Stelle von uns Aargauerinnen nochmals ein kräftiges „Vergelt's Gott" gesagt.

Oberwil (Aargau). *E. Manz.*

Wer reist gerne?

Da ich schon zu wiederholten Malen unter Frl. Pia Eberle's ausgezeichneter Führung gereist bin, möchte ich meine Kolleginnen auf zwei Gelegenheiten aufmerksam machen, in kleiner Gesellschaft wirklich sorglose und dabei hochinteressante Reisen auszuführen.

19—29. Juli: Paris-Lisieux, Nevers, Paray le Monial-Ais-Lyon, Fribourg. Fr. 240.— alles inbegriffen.

8.—20. Oktober: Dalmatien und Montenegro über Padua-Venedig. Fr. 275.— alles inbegriffen.

Man verlange ausführliche Programme und beste Referenzen durch die Führerin Pia Eberle, Sprachlehrerin, Tellstrasse 19, St. Gallen, oder durch J. Küng, Lehrerin, Himmelrichstrasse 13, Luzern.

Volksschule

Zwischen Halde und Heerweg

Gedichtlektion für eine Oberklasse.

Ich denke mir, dass eine gute Gedichtlektion genau jene Stimmung auslösen sollte, in der sich der Dichter befand, als es ihn zum Schreiben drängte. Vollkommen wird dies ja dem Lehrer nie möglich sein, doch muss sicher mehr getan werden, als vielerorts geschieht. Eine Gedichtslektion, die sich auf das Vorlesen des Gedichtes und das Erklären unverstandener Wörter beschränkt, lässt meist den Schüler innerlich unberührt und verfehlt ihren Zweck. Dem Vorlesen hat eine gründliche Vorbereitung voranzugehen, die aufnahmebereit macht und wenn immer möglich alle unverständlichen Ausdrücke aus dem Wege räumt. Beim Vorlesen sollte nicht mehr gefragt werden müssen, eine heilige Stille hat den Raum zu erfüllen und den Lehrer hat das Gefühl zu erfassen, jetzt der Seele des Kindes ganz nahe zu sein.

Die Achtung vor der Arbeit des Dichters rechtfertigt es, seiner bei der Vorbesprechung kurz zu gedenken. Manches Gedicht kann auch erst verstanden werden, wenn wir den Dichter in seiner Umgebung aufsuchen. Daraus darf aber keine lange Lebensgeschichte werden, einige treffende Bemerkungen bleiben weit länger haften als ein Nekrolog, der den Schüler langweilt,

oder eine wissenschaftliche Abhandlung über die Bedeutung des Dichters für das deutsche Sprachgebiet!

Bei vielen Gedichten und auch dem zu besprechenden wird es von Vorteil sein, wenn man schon in andern Fächern ganz ungezwungen schwerere Ausdrücke erklärt. Es ist doch sicher nicht besonders natürlich, wenn man z. B. im Gedichte: „John Maynard" die Beschreibung eines Schiffes, die Schilderung des Lebens der Seeleute und das ganze Pflichtenheft eines Steuermannes in der Deutschstunde erwähnt. Könnte so etwas nicht weit besser mit der Geographie oder Naturkunde verbunden werden? Das lange Ausquetschen und drum und dran zerstört oft den Duft der Dichtung, also das Beste, das sie besitzt. Da erinnere ich mich noch recht wohl meiner Seminarzeit, in der wir Bürgers prächtige Ballade „Leonore" mindestens einen Monat lang „behandelten".

Im Gedichte: „Zwischen Halde und Heerweg" werden folgende Ausdrücke Schwierigkeiten bereiten: Heerweg, fahl, beschnobert, Schwarzdornstab, Bettelsack, Findling, Spittel, Wirtin im Heidekrug, Zigeuner, Rosskamm, Köhler, Büttel, Schächer und Born der Gnaden. Ein grosser Teil der Wörter kann sehr leicht in einer Geographiestunde vorweg erklärt werden. Machen wir mal in Gedanken einen Spaziergang von einem besprochenen Gebiete in ein anderes. Da schreiten wir auf dem Heerweg daher und schmücken die Reise mit allerlei Begegnungen aus. Dabei sind die Wörter: fahl, beschnobert und in Schwarzdornstab unterzubringen, die andern zu erklären wird Aufgabe der näheren Vorbereitung sein.

Friedrich Wilhelm Weber, ein deutscher Arzt, der um die Mitte des letzten Jahrhunderts lebte, kehrte abends ermüdet von einer Krankenreise heimwärts. Kalt blies der Wind über die Strasse und wehte ihm ohne Mitleid Schneeflocken ins Gesicht. Gottlob stand am Heerweg das Gasthaus zum Heidekrug. Die Wirtin war ihm wohlbekannt. Sie hatte ein mitleidiges Herz für jeden, der bei ihr einkehrte und schon manchen armen Handwerksburschen umsonst übernacht behalten. Diese verehrten sie denn auch wie ihre Mutter und suchten bei ihr oft Rat und Hilfe, bei ihr, der roten Wirtin zum Heidekrug. Hier trat er ein. Noch andere hatten vor dem Sturm Schutz gesucht. In einem Winkel sassen einige recht armselig aussehende Männer. Waren es Vagabunden . .? Wer weiss! Drum setzte sich der Arzt in ihre Nähe und horchte spionierend ihrem Gespräche zu. Besonders fiel ihm von den Gesellen einer auf, der ruhig und bedächtig da sass und traurig in die Welt hinausschaute. Die andern hatten trotz ihrer Armut grosse Pläne, nur fürchteten sie alle den Winter. Arbeit war keine mehr zu finden, drum drängten sie heimwärts. Dort wartete die Mutter auf sie oder sie hatten doch noch Verwandte, bei denen man unterkommen konnte. Nur der graue Alte schwieg. „Ja wohin willst denn du?" „Ach Gott, das weiss ich selber nicht. Oh, hätte ich Verwandte, doch ich kenne nicht einmal meine Mutter. Was muss das für eine arme Frau gewesen sein! Weil sie mir als Kind keine Nahrung verschaffen konnte und sah, wie ich bei ihr hätte verhungern müssen, legte sie mich, den ganz Kleinen, in einer warmen Sommernacht an die Halde, wo sie mich am Morgen fanden."

Und nun lachte er bitter auf: „Wer ist nun meine Mutter? Vielleicht die Nacht . . . und der Vater? Wohl der Sturm, der damals brauste, und Vettern hab' ich auch . . . — schöne und flinke . . . die wildhausenden Vögel im Walde! Und man fand mich und steckte mich, den winzigen Findling, ins Waisenhaus. Doch niemand nahm sich meiner richtig an, man kannte nicht einmal meinen Namen und ärgerte sich, dass man

mich verhalten musste. Und als ich aus der Schule kam? Wie gerne wäre ich etwas rechtes geworden und in eine Lehre gegangen, aber da durfte ich nichts mehr kosten. Man gab mich zu einem Köhler, da musste ich Kohlen brennen helfen, und weil mir der Beruf nicht gefiel, brannte ich mit einer Seiltänzerbande durch. Mit Zigeunern reiste ich durchs Land und gewöhnte mich an ein unstetes Leben. Hatte ich kein Geld und drückte mich die Not, fasste mich, den Bettler, auch etwa der Landjäger und brachte mich ins Spittel, ins Armenhaus. Wenn ich Arbeit suchte, wies man mich ab; ich liess mich sogar mit Betrügern ein, mit Händlern und Rossverkäufern, die im Lande herumzogen und schlechte Ware für gute anpriesen. Da erinnere ich mich noch gut, wie wir jeweilen die alten Pferde für den Markt zurechtstriegelten, sogar mit dem Rosskamm kämmten, um sie ja flott aufzuputzen. Und wenn man uns erwischte! Das waren noch andere Zeiten. Da wurde kurzer Prozess gemacht. Oft gab's kein Gericht, man sperrte uns ein und liess einen kommen, der uns prügelte. Wie ich diesen Menschen, den Büttel, hasste und mich nachher zusammen nahm, um ihm ja nicht mehr in die Hände zu fallen! Und zu was habe ich es gebracht? Guckt da mal hinein in meinen Bettelsack. Da hat's noch ein wenig altes, hartes Brot, das mag einmal eine Ratte erben. Geld habe ich keins mehr, und der Winter steht vor der Türe, möge mir Gott helfen!"

Der Arzt hörte zu und Mitleid erfasste ihn. War der Mann wirklich an seinem Unglück selber schuld; hätten wir uns besser durchgeschlagen, wenn uns Gott den gleichen Weg hätte gehen lassen? Wie hart sind wir oft in unserem Urteil, wie verdammen wir, ohne Kenntnis aller Umstände, wo uns das Recht dazu fehlt. War der Mann schlechter als wir, die wir sicher doch auch Sünder sind? Wem würde der Herr, wenn wir als Schächer an seiner Seite mit ihm zum Sterben kämen, eher Verzeihung gewähren: ihm oder mir, dem es doch meistens gut ging? Und was wird nun mit dem armen Tropfe werden? Er sieht so müde aus, wird er ein Nachtlager finden, wie wird's ihm gar im kommenden Winter gehen?

Schweigend stand der Arzt auf. Konnte er da helfen? Wäre er nicht in stillem Trotz gar abgewiesen worden? Und auf dem stürmischen Heimweg erfüllten F. W. Weber alle diese Fragen, und alle diese Fragen erfüllen auch uns. Könnten wir nicht vielleicht erraten, wie es dem alten Vagabunden weiter erging? Probiert's in einem kleinen Aufsätzchen niederzuschreiben, nachher werde ich das Ende der Geschichte bieten . .

Am Morgen wurde der Arzt durch das grelle Läuten der Hausglocke aufgeschreckt. Der Förster stund draussen, bleich und fahl. „Herr Doktor, Herr Doktor, kommen Sie mit . . . Was mag dem Manne wohl gefehlt haben, ich fand ihn heute beim Morgengrauen, als ich in den Wald wollte, am Heerweg unter der grossen Eiche. Nun haben wir ihn ins Spritzenhaus gelegt, kommen Sie mit uns!"

Und der Arzt ging, und im Spritzenhaus, da traf er ihn wieder, den alten Grauen, den Bekannten von gestern abend und:

Kalt bläst der Wind durch das Ziegeldach
und hüllt mit des Schnees weichfallenden Flocken
mitleid'ger als Menschen, die nackte Brust,
die fahle Stirn und die greisen Locken.

Landstreicher halten die Leichenwacht,
der Marder drückt sich unter die Latte,
die öden Taschen des Kumpans
beschnobert umsonst die enterbte Ratte.

Sein Nachlass hängt an dem Nagel dort,
ein Schwarzdornstab mit eiserner Spitze,
ein leerer durchlöcherter Bettelsack
und eine vergriff'ne Soldatenmütze.

Wer war und woher der fahrende Mann?
Ein Findling weint er an grüner Halde,
sein Vater der Sturm, seine Mutter die Nacht,
sein Vetter der wilde Vogel im Walde.

Was zwischen Halde und Heerweg liegt?
Seiltänzer frag' und den Wärter im Spittel,
Die rote Wirtin im Heidekrug,
Zigeuner und Rosskamm, Köhler und Büttel.

Wer hebt die Hand, wer schleudert den Stein?
wer wirft sich auf zum Richter und Rächer?
Er war, was du bist, er ist, was du wirst,
wir alle sind arg, wir alle sind Schächer.

Tragt leis' ihn fort und versenkt ihn sacht,
befehlt die Seele dem Born der Gnaden,
und eine Träne des Mitleids zollt,
den dunkeln Wallern auf dunkeln Pfaden.

Gossau. *Johann Schöbi.*

Der Zauberleuchtturm, von Mörike

Eine Gedichtbehandlung.

Ich behandelte das Gedicht anlässlich einer Stellvertretung an einer ersten Bezirksschulklasse.

Zuerst stimmte ich die Kinder ein.

„Ihr habt eine ganz wunderbare Heimat, diese Gegend gefällt mir fast besser als jene, aus der ich komme . . ."

Miene und Blick zeigen die gewünschte Reaktion, freudigen Stolz über das Lob. — Ich stehe nicht am Pult, sondern bei den Kindern und habe harmlosen Plauderton angeschlagen.

„Hier hat es sicher auch viele Sagen?"

Eifrige Zustimmung.

„Weiss mir jemand eine zu erzählen? Es interessiert mich . . ."

Mit offensichtlicher Freude melden sich einige Erzähler.

Es ist wunderbar, dass die Lehrerin sich bei ihnen erkundigt! — Und noch die folgenden Tage hindurch werden mir immer wieder Zeitungsausschnitte und Sammlungen von Lokalsagen gebracht. Einer bringt mir auch einen Führer durch B. . . .

„Bergige Gegenden haben meist viele Sagen. Welche Gegenden aber — die ganz verschieden von den bergigen sind — werden auch sagenreich sein?"

„Am Meer . . .", murmelt es in den Bänken.

„Warum wohl? — Was haben Meer und Berge gemeinsam in bezug auf den Menschen?"

Das Gefahrvolle . . . In der Angst sieht man allerlei Unheimliches. Die Phantasie arbeitet. Im Meer hat es allerlei seltsame Tiere und Pflanzen, welche die Einbildungskraft anregen . . . Es entstehen Sagen."

Eine solche Sage erzählt uns Mörike in einem Gedicht. Es heisst: Der Zauberleuchtturm. — Ich lese es euch vor."

Des Zauberers sein Mägdlein sass
in ihrem Saale rund von Glas,
sie spann beim hellen Kerzenschein
und sang so glockenhell darein.

Der Saal, als eine Kugel klar
in Lüften aufgegangen war,
an einem Turm auf Felsenhöh'
bei Nacht hoch ob der wilden See,
und hing in Sturm und Wettergraus
an einem langen Arm hinaus.

Wenn nun ein Schiff in Nächten schwer,
sah weder Rat noch Rettung mehr,
der Lotse zog die Achsel schief,
der Hauptmann alle Teufel rief,
auch der Matrose wollt verzagen,
o weh, mir armen Schwartenmagen!

Auf einmal scheint ein Licht von fern,
als wie ein heller Morgenstern,
die Mannschaft jauchzet überlaut;
Heida! jetzt gilt es trockne Haut!
Aus allen Kräften steuert man
jetzt nach dem teuren Licht hinan,
das wächst und wächst und leuchtet fast,
wie einer Zaubersonne Glast,
darin ein Mägdlein sitzt und spinnt,
sich beuget ihr Gesang im Wind,
die Männer stehen wie verzückt,
ein jeder nach dem Wunder blickt,
und horcht und staunet unverwandt,
dem Steuermann entsinkt die Hand,
hat keiner acht mehr auf das Schiff.

Das kracht mit eins am Felsenriff,
die Luft zerreisst ein Jammerschrei:
Herr Gott im Himmel, steh uns bei!
Da löscht die Zauberin ihr Licht;
noch einmal aus der Tiefe bricht
verhallend Weh aus einem Mund;
da zuckt das Schiff und sinkt zu Grund.

II. Vorlesen. Gutes, ausdrucksvolles Vorlesen, eher mit gedämpfter als mit schreiender Stimme.